

Lektoren als Profitcenter?

Raimund Fellingner im Gespräch mit Cornelius Hell



Raimund Fellingner, geboren 1951 im Saarland, studierte Germanistik, Linguistik und Politikwissenschaft in Frankfurt am Main. Seit 1979 arbeitet er als Lektor im Suhrkamp Verlag, zwischen 1980 und 2000 als Redakteur der Taschenbuchreihe edition suhrkamp. Er lektoriert(e) das Werk von Thomas Bernhard und Peter Handke.

Herr Fellingner, was ist eigentlich das Kerngeschäft eines Verlagslektors?

Ja, das berühmte Kerngeschäft, auf das sich die „global player“ nach Verlusten zurückbesinnen. Also: Lektoren sind Schleusenwärter. Sie sind an dem Vorgang beteiligt, was wie aus der Flut des Geschriebenen in Buchform erscheint. Dadurch ist Lektorieren keine idyllische Tätigkeit. Man kann nicht lesen, was man will, und nicht nach eigenem Gusto entscheiden. Lesen heißt hier: entscheiden, ob ein Manuskript in den Verlag passt, in dem der Lektor arbeitet. Ob es Erfolg haben kann: etwa weil es inhaltlich, stilistisch oder in einem anderen Gebiet neu ist. Ist ein Manuskript angenommen, muss der Lektor möglichst das ganze Verlagshaus dafür begeistern.: Hersteller, Presseabteilung, Werbung, Vertrieb. Zugleich damit beginnt der Lektor dann mit dem Kerngeschäft des Kerngeschäfts: der Arbeit am Manuskript. Allerdings variieren die Lektoratsaufgaben von Verlag zu Verlag. In den Inprint-Verlagen, also denen, die sich zu den „global player“ rechnen, versucht man, Lektoren zu Profitcentern zu machen. Der Lektor kriegt dann sein Budget, darf Übersetzungen einkaufen, hat ein Werbebudget und ein Budget für Lektoratsgutachten, und am Schluss zieht man den Strich und sagt: Soviel hat er gekostet und soviel hat er gebracht. Da sieht der Alltag wohl etwas anders aus.

Sehen Sie sich in erster Linie als Anwalt des Textes, des Autors oder des Verlages gegenüber dem Autor?

Damit haben Sie genau die zentrale Ambivalenz getroffen, in der der Lektor steckt. Der Autor muss erwarten – und Handke hat das einmal ganz explizit geäußert – dass der Lektor wenn nötig wie ein Partisan für sein Buch im Verlag und in der Öffentlichkeit in den Krieg zieht. Der Verlag, dessen Angestellter der Lektor ist – wir wollen ja nicht ideologisch reden, sondern auch die ökonomischen Abhängigkeiten sehen –, der Verlag erwartet natürlich, dass sich der Lektor ihm gegenüber solidarisch verhält: Also möglichst nicht uferlose Vorauszahlungen, nicht riesige Werbebudgets, nicht –

auch das macht Kosten – ein komplettes Umschreiben in drei und vier Fassungen. Und genau in diesem Zwiespalt ist der Lektor. Wie man sich da entscheidet, ist immer verschieden.

Wie hat sich Ihr Arbeitsfeld in den 25 Jahren, die Sie erlebt haben, verändert?

Es hat sich das Schreiben der Autoren verändert, und zwar nicht nur in den vorherrschenden Ästhetiken, Schreibweisen oder so. Nachweislich hat der Computer das Schreiben der Schriftsteller verändert. Das ist ein eigenes Thema. Nur soviel: Die Texte werden in der Regel länger, sie werden aber auch mehr durchgearbeitet, weil es überhaupt kein Problem macht, wieder und wieder drüber zu gehen.

Weiters hat sich verändert, dass sich der Lektor nicht mehr, wie in den 1960er Jahren, als allgemeiner Intellektueller versteht. Es war früher selbstverständlich, dass man Rezensionen und Aufsätze schrieb. Nicht, dass die nicht mehr schreiben, aber das beobachtend-reflektierend Intellektuelle hat sich dadurch etwas abgeschliffen, dass man jetzt für den Autor auf den Markt, in die Buchhandlung gehen und ihn vorstellen muss. Und das gilt auch für „durchgesetzte“ Autoren wie Norbert Gstrein und seine neuen Bücher. Teilweise sind auch Schulungen von Buchhändlern notwendig. Denn das muss man leider kulturkritisch beklagen: Das literarhistorische Wissen ist katastrophal schlecht geworden.

Bedeutet diese Fülle an neuen Aufgaben nicht, dass für das, was früher die eigentliche Arbeit war, eben das Arbeiten mit dem Autor und dem Text, weniger Zeit ist?

Die Gefahr besteht, dass man zur eigentlichen Arbeit an den Manuskripten nicht mehr kommt, aber da werden wir widerstehen. Zur Not muss man blocken und sagen: Liebe Leute, es tut mir leid, dann wird eben die Homepage heute nicht aktualisiert.

Aber haben Sie, wenn sie über das eigene Haus hinausschauen, nicht generell den Eindruck, dass weniger lektoriert wird? Um es an einem Beispiel

zu sagen: Ein Roman ist 200 Seiten zu lang. In den 70er Jahren hätte man ihn schon deswegen gekürzt, weil es teuer war, dicke Bücher zu produzieren. Heute ist es billiger, sich den Lektor zu sparen und den Roman in voller Länge zu produzieren.

Sicher gibt es Verlage, die als Umpackungsorganisation funktionieren: Der Autor schickt die Diskette an den Lektor und der gibt sie weiter an den Hersteller, der packt sie um und schickte sie an die Setzerei zum Konvertieren, um es überspitzt zu formulieren.

Ich meine allerdings, dass man diese geänderte Einstellung zum Lektorieren auch auf eine kulturelle Veränderung zurückführen muss. Es gibt, man sieht es ja an der Rechtschreibung, nicht mehr – jetzt will ich nicht konservativer klingen, als ich bin – diese Vorstellung von bestimmten Regeln, die erfüllt sein müssen, sondern es herrscht eine Art der Beliebigkeit. Da kommt dann die eigene Betroffenheit ins Spiel: „Das stammt von mir selber, wo komme ich denn da hin, wenn mir jetzt irgend jemand sagt, da seien doch drei Adjektive zuviel oder hier hänge der Text durch.“

Bei Thomas Bernhard kennt man ja diese Geschichten von der Übergabe eines Stückes an Klaus Peymann oder eines Manuskriptes an Siegfried Unseld. War das Verhältnis mit Ihnen als Lektor auch so ein persönliches?

Bei mir war das nicht so der Fall, aus mindestens zwei Gründen. Der eine ist, dass Bernhard immer zu Krista Fleischmann gesagt hat: „O, jetzt muss ich nach Frankfurt zu diesem Handke-Lektor.“ Bernhard und Handke waren halt – und sind es immer noch – zwei verschiedene Pole.

Das andere war in Bernhards Produktivitätsform begründet: Wenn er ein Manuskript fertig hatte, konnte es passieren, dass es mir Unseld abends um 11 Uhr mit der Maßgabe gab: Morgen früh um 9 Uhr sitzt Bernhard bei mir im Büro und wir müssen es lektorieren, damit übermorgen das Buch fertig sei. Wenn Bernhard ein Manuskript abgeschlossen hatte, hätte er am liebsten alles dran gesetzt, damit es drei Tage später als Buch fertig gewesen wäre. Wir wissen ja, was für ein uninteressierter Korrekturleser er war – das hängt alles damit zusammen; das hat ihn gestört, das hat das Erscheinen des Buches aufgehalten. Und da kommt einer daher und sagt: Herr Bernhard, hier ist das Zimmer zwei Meter groß und dann stellen sie einen drei Meter hohen Schrank rein und so Sachen. Trotzdem hat er mir in die „Auslöschung“ hineingeschrieben: „Meinem lieben Fehlersucher“.

Könnte man da mit ihm argumentieren?

Ja selbstverständlich! Er fand das auch durchaus wichtig und notwendig. Erstaunlich ist ja bei Bernhard, wie wenig Fehler drin sind, wenn man sieht, wie schnell er manche Texte geschrieben hat. Und deshalb war ihm klar, dass man darauf schauen muss und war bester Dinge darüber. Bei „Heldenplatz“ waren wir unterschiedlicher Meinung über bestimmte Formulierungen. Da haben wir uns auf neutralem Boden getroffen, hier in Frankfurt im „Frankfurter Hof“, und ich habe ihm gesagt, was mir nicht gefällt und er hat gesagt: „Gut, machen Sie, was Sie wollen! Ich seh die Stelle ja nachher.“ Also, ich konnte in die Texte eingreifen.

Oder, um es generell zu sagen: Im Lektor kommt der Autor zum ersten Mal mit einer Reaktion der Öffentlichkeit in Kontakt. Und deshalb ist es für ihn auch ungeheuer wichtig, wie man reagiert, gleich nachdem man es gelesen hat.

Ist das auch für Handke eine Frage: Wie kommt das Buch an? Oder denkt er: Mein Text ist sowieso unantastbar.

Nein. Er hat zwar zu Recht ein Bewusstsein dessen, was er kann und was er tut. Aber auch da ist Arbeit immer notwendig, denn ist auch völlig klar, dass vier geübte Augen mehr sehen als zwei geübte Augen. Wobei die Fallen natürlich auch klar sind: Man darf nicht meinen, man sei ein Oberkorrektor. Man muss sich auf das Buch und den Autor schon einlassen.

Können Sie überhaupt noch etwas mit reinem Genuss lesen und die Lektoren-Brille ablegen?

Ach nein! Es ist so ein kindlicher Traum, dass man sich irgendwann zurückzieht und sich dem Genuss hingibt, Jean Paul, Wieland, Goethe oder Karl Kraus zu lesen. An deren Büchern kann man nichts mehr ändern, und deshalb ist es dann auch ein Genuss. Aber hätte man noch etwas ändern können? Das ist eine schwierige Frage. Ich weiß es nicht.

Bei Goethe fällt Ihnen nichts auf, was Sie gerne lektoriert hätten?

(Lacht:) Nein. Bei Goethe gab es im übrigen noch keine Lektoren. Die sind erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgekommen. Sie kamen dann auf, als es keine Zensoren mehr gab. Wenn die Zensur abgeschafft wird, werden andere Mechanismen in Gang gesetzt, um jetzt nicht politisch-literarische Vorschriften zu exekutieren, aber trotzdem dem Ganzen eine bestimmte Form zu geben. Von daher kommt der Lektorenberuf.

■ **Im Lektor kommt der Autor zum ersten Mal mit einer Reaktion der Öffentlichkeit in Kontakt. Und deshalb ist es für ihn auch ungeheuer wichtig, wie man reagiert, gleich nachdem man es gelesen hat.**